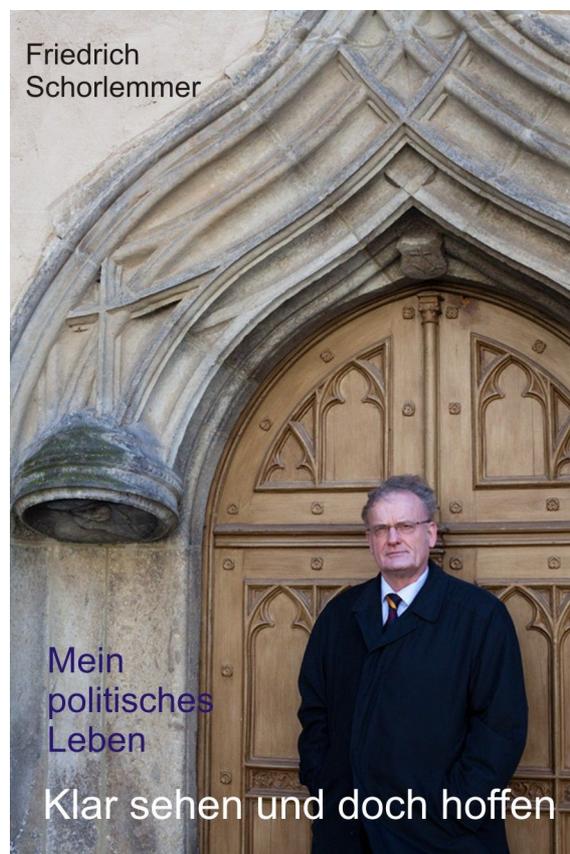


Friedrich Schorlemmer legt seine autobiographischen Essays unter dem Titel:

"Klar sehen und doch hoffen. Mein politisches Leben"

im Aufbau Verlag vor. Was erwartet den Leser?

***Klar sehen. Und doch hoffen.
Mein politisches Leben***



Was ist das Besondere an diesem Buch?

Friedrich Schorlemmer schaut auf sein Leben zurück. Aber nicht im Gestus einer bloßen Rekonstruktion, nicht im Ton eines rein bilanzierenden Berichts, nicht mit dem Bewusstsein biografischer Abgeschlossenheit. Der Pfarrer, Bürgerrechtler und Publizist betrachtet sein Leben vielmehr unter dem Blickwinkel, wie Erfahrungen weiterwirken. Was in diesem Leben geschah, ist Prüfstoff für heutiges Denken und Handeln, ist Material für gegenwärtige Haltungen. Schorlemmers Gabe, die ihn immer wieder in den Adel eines öffentlichen Streitfalls hebt, liegt in der kalkülfreien Differenzierung beim Betrachten politischer Vorgänge. Dieser Mann kann austeilen, aber er tut es, weil er Leben teilen möchte mit anderen. Zutiefst friedlich gesinnt, wird er im Dienste seines Gemüts regelmäßig zum anstoßfreudigen Kämpfer. Seine autobiografischen Betrachtungen kennen den Schmerz, geben aber die Freude am Leben nicht auf; sie tauchen tief in eine mit den Jahren gewachsene Skepsis, die sich aber nie in den dunklen Grund der Resignation ziehen lässt. Dieser Pfarrer bekennt sich – ohne den realistischen Blick auf eine vielfach gefährdete Welt zu verlieren – zu Sinn und Sinnlichkeit menschlicher Existenz. Dieses Buch schreibt gegen Illusionen an, aus Liebe zur Erwartung. Es lebt aus der Zuwendung zur tätigen Kraft unseres Denkens und Fühlens, mit der wir unser Leben täglich zu übersteigern vermögen.

Das Buch

Friedrich Schorlemmer, als Pfarrerskind früh zur Außenseiterschaft in der kollektivistischen Gesellschaft DDR gezwungen, erzählt von den geistigen und sozialen Prägungen seiner Kindheit und Jugend; er wächst wach und zugleich schmerzvoll in eine Gegenwelt zur pressenden SED-Ordnung hinein. Porträt eines spannenden Widerspruchs: Opposition zum System als konsequentester Ausdruck, ein verantwortungsbewusster Staatsbürger zu sein. Friedenspolitik, Umweltschutz, Demokratie – Schorlemmer ist von ethischen Grundsätzen bewegt und will mit Gleichgesinnten Bewegung in gesellschaftliche Starre bringen. Er wird Bürgerrechtler, sein Name ist eng verbunden mit der legendären Aktion der unabhängigen Friedensbewegung „Schwerter zu Pflugscharen!“, er wird im Herbst 1989 Mitbegründer von „Demokratischer Aufbruch“. Der Theologe und Prediger entlastet das Regime nicht durch offene, in den Westen drängende Dissidenz – er reizt es gleichsam durch die offene, ausgestreckte Hand des Dialogs. Eine Geste des forschenden, fragenden Geistes, die den Staat DDR zur Kenntlichkeit seiner Gesprächsunwilligkeit und verhängnisvollen Lust auf Feindschaften zwingt. Friedrich Schorlemmer erzählt von Freiheit – inmitten der Enge, von lebensstiftendem Sinn – inmitten einer früh angelegten gesellschaftlichen Sinnkrise. Er erzählt von geistigen, emotionalen, menschlichen Horizonten inmitten einer von Mauern umketteten Existenz. Es ist das Buch eines Einmischers und also auch eine Sammlung zahlreicher Begegnungen mit Persönlichkeiten der deutschen, europäischen Politik und Geistesgeschichte. Vor allem aber ist es das Buch eines Unentwegten, dem der Fall der Mauer und das Ende des Staatssozialismus nicht das Ende seiner kritischen Weltsicht bedeuteten. Friedrich Schorlemmers Erinnerungen schauen auf das, was war – um besser zu erkennen, was ist. Ankunft in der ersehnten Freiheit des

Westens wurde ihm neuer Beginn für alte Lust: sich verantwortlich zu fühlen für Wahrung und Weiterentwicklung einer menschenwürdigen Demokratie. Gott ist diesem Pfarrer ein Tätigkeitswort, und Bürgerrechtler ist kein nostalgisch umwehter Ehrentitel, sondern eine Arbeit, die in jeder Zeit ihr weites Feld hat.

Wer redet hier?- Schorlemmers Selbstverständnis

Hier redet kein ehemaliger Bürgerrechtler, sondern ein gegenwärtiger. Hier vergewissert sich einer seiner Wurzeln und schreitet über das hinaus, was war.

Hier demonstriert einer, wie man sich in allem Wandel treu bleiben kann. Hier erzählt einer vom gelingenden Leben im Widerspruch zu den Herrschenden.

Hier dokumentiert einer, wie er seine (Um-)Welt beobachtet hat und wie er jahrzehntelang beobachtet wurde.

Hier traut einer unverdrossen der Macht des Arguments - gegen das Argument der Macht.

Hier beharrt einer auf politischer Wahrheit wie auf menschlicher Versöhnung.

Hier wehrt sich einer gegen die Auf- und Abrechner mit ihrer Fixierung auf Vergangenheit.

Hier reagiert einer auf Schmähungen und vergewissert sich seiner Freunde.

Hier will einer weiterhin, dass Schwerter zu Pflugscharen werden, die in den Ländern der Not Brot bringen.

Hier lässt einer nicht locker, zivile Alternativen bei der Lösung jeglicher Konflikte zu fordern.

Hier meldet sich ein Demokrat, dem die konkrete Freiheit des Individuums ebenso wichtig bleibt wie die prinzipielle Gleichheit aller Menschen.

Hier findet sich einer nicht resigniert mit dem ab, was ist, sondern richtet sich auf das, was wird.

Hier sorgt sich einer um den bedrohten Globus und lebt aus der Kraft des Trotzdem.

Hier blickt einer zurück, um klarer nach vorn sehen zu können.

Hier zeigt einer, dass Engagement und Glück keine Gegensätze, aber Passivität und Gleichgültigkeit ein Unglück sind.

Hier gibt einer so von seinem Glauben Auskunft, dass Gott ein Tätigkeitswort wird: für Glauben, Hoffen und Lieben.

Hier vergisst einer nie, dass das Lachen der Hoffnung letzte Waffe ist.

Denn: „Eine andere Welt ist möglich!“ sagt unverdrossen das attac-Mitglied.

Klar sehen und doch hoffen - Inhaltsverzeichnis

Was ich erinnere, was ich suche

- „Steh auf, Friedrich!“ – Klar sehen und doch hoffen
- Blick zurück ohne Zorn – Erinnerungen und Perspektiven
- Vater und Sohn
- Vater komm, erzähl vom Krieg
- Bleibe im Lande und wehre dich täglich
- Die Stimmung einer Zeit berücksichtigen
- Wie sich alles zusammenfügt
- Wege abschreiten

Wo ich groß geworden bin

- Was ein Kind gesagt bekommt Familienbande und Mauerbau
- Wo Gott ein Fremdwort ist
- **Ein geborener Staatsfeind**
- Meine Kirche, mein Refugium - ein Lern- und Lebensort
- Ich war im Konsum
- Das System ließ Lücken und Gedanken zollfrei reisen
- Konsumsender und Lipsischritt

Wie ich wurde, was ich bin

- „Ich singe mit, wenn alles singt“. Paul Gerhardt
- Mein Leben mit Tauben - mit der Taube Nochs und Picassos
- Von meinem Volk erschüttert – mit meinem Volk ergriffen
- Selbstvergewisserung eines Ostdeutschen
- Warum ich Pfarrer geblieben bin
- Wie ich bewahrt wurde

Mein Weg in die Kontrastgesellschaft

- Selbstbehauptung in der ummauerten Provinz
- Arbeiten und Skat spielen
- Den aufrechten Gang üben
- Das Wagnis eines Doppelspiels
- Die Sprengkraft einer antiken Metapher
- Der einsame Mut einer Abiturientin
- Ein Orgelkonzert mit Folgen
- Wenn einer aus der Reihe tanzt
- Mein Abschied von der Studentengemeinde in Merseburg 1978

Versuche, in der Wahrheit zu leben

- Eine oppositionelle Gruppe
- Das Recht zu reden und die Drohungen der Macht
- Das Spiel mit dem Feuer
- „Unsere Zukunft hat schon begonnen“
- Mein Bild - Mattheuers „Jahrhundertschritt“

Der unteilbare Frieden

- Sag nein, schwör keinen Eid
- Die Abiturientin, der Spielpanzer und die Humorlosigkeit des Systems
- Schwerter zu Pflugscharen! Feinde zu Partnern!
- Spieße zu Winzermessern. Konversion statt neuer Kriege

Vom Augustinerkloster über die Schlosskirche zum Marktplatz

- Luther: Weder Heiliger noch stinkender Madensack
- In der Schlosskirche predigen
- Rufe nach einer neuen Reformation?

Die Tage der Befreiung

- **Der 9. Oktober und das unerledigte Erbe der Bürgerbewegung**
- Der unvergessliche 4. November und sein Mehrwert
- Der Schießbefehl an die NVA blieb aus
- Der 9. November in Wittenberg
- Die Russen in Wittenberg
- Ein NVA-Offizier bekennt sich öffentlich

Ernüchterungen - weder Verklärung noch Dämonisierung

- Der Tag, an dem die D-Mark kam
- Die Wende war noch keine Umkehr
- Konflikte im kommunalen Alltag der Demokratie. Bau auf, bau auf ...
- Eine neue politische Kultur und neue Untiefen
- „Die Drecksau und die Trucksau“
- Erinnerung an Vergangenes um der Zukunft willen
- Dummheit gefährdet die Demokratie
- Verdummung praktisch
- Vom Ändern und Bessern
- Eigentum verpflichtet - die Erfurter Erklärung
- Der politische Journalismus als Fortsetzung des Kalten Krieges mit anderen Mitteln

Wir sind überall auf der Erde – Stasi und kein Ende

- „Wir sind überall auf der Erde“ - Erfahrungen mit dem Spitzelstaat
- „Ich habe meine Arbeit gern getan“
- In den Abgrund sehen - Stasi-Spitzel und Stasi-Methoden
- Die Akten und die innere Einheit

Reiseerlebnisse

- Wind, Sand und Schnellboote. Erlebnis Hiddensee
- „Die Grenze der Freiheit bestimmen die Anrainer.“ (Lec)
- Gute Nachbarschaft mit Polen
- Reisen in die Goldene Stadt - Begegnungen auf der Prager Burg

Mein Leben in und mit der Kirche

- Ich glaube nicht an Gott, aber ihm
- Die Synoden als Übungsfelder der Demokratie

- Luther gegenüber leben, lernen, lehren
- Akademiearbeit: intellektuelle, geistige und politische Zeitgenossenschaft

Die Lebenswege erkunden - das Lebenswerk würdigen

- Ostelbische und Linksrheinische begegnen sich
- Unsere schöne deutsche Sprache – in der Bibel aufgehoben
- Für jeden Tag ein gutes Wort

Die Hoffnung lässt nicht zuschanden werden

- Fröhlich sein bei seiner Arbeit
- Verrinnende Zeit, aufgehobenes Leben

Anmerkungen
Bildnachweis

Ein geborener Staatsfeind

Er setzte sich neben mich und lächelte. Das Lächeln war eine Einladung. Es sollte wie eine Hand sein, die der Helfende auf die Schulter des Hilfebedürftigen legt. Das Lächeln kam aus aller Mühe, mit der ein Mensch einem anderen Menschen etwas Gutes, ja Rettendes zugute kommen lassen will.

Das Lächeln war nicht Güte, das Lächeln war Tücke. Es war eine Aufforderung zum Verrat. Es breitete sich als fieser Auftrag auf dem Gesicht des Schuldirektors Rudolf Zieron aus, im Herbst 1959, im zehnten Jahr der DDR, während der Schularbeiten im Schülerheim in Seehausen. Zieron lächelte, und jedes Wort, das er jetzt sagte, machte dieses Lächeln kenntlich als diabolische Miene zum ebenso diabolischen Vorschlag: „Friedrich, Sie sind doch nicht dumm. Sie können nichts dafür, dass Ihr Vater Pfarrer ist, aber werfen Sie doch alle diesen ganzen Ballast ab, mit dem Sie aufgewachsen sind.“

Der Mensch verliert in den Selbstverständlichkeiten, mit denen er von früh auf in seinen Alltag hinein wächst, wahrscheinlich den Sinn für die Kostbarkeiten des Geläufigen, in das er gebettet ist. Aber kaum hatte der Direktor seine hinterhältig-wohlmeinende Rede beendet, überkam mich ein tiefes Gefühl von Zugehörigkeit, mitten in der fremden Welt. In die Stille des Moments, in dem der lächelnde, grinsende Lehrer der Wirkung seiner Worte nachlauschte und ich meinen Ohren nicht traute – in diesen Moment Leere schoss ein inniges wie gewaltiges, ja ein mich übersteigendes Gefühl von Verbundenheit, von Loyalität gegenüber Elternhaus und Herkunft hinein. Wenn ich bis dahin nicht gewusst hätte, was Geborgenheit ist, Getragensein, Gerechtfertigtsein in böse organisierter Welt, jetzt wusste ich es, und es war nicht nur Erkenntnis, es war Erfahrung geworden. Wenn ich heute an die Szene zurückdenke, wünsche ich mir das Bild vollendet, und das wäre: Er lächelt mich fies an, und ich lächle siegend, überlegen zurück. Ich habe nicht gelächelt.

Solche Ratschläge, wie sie mir der Schuldirektor zu unterbreiten gewagt hatte. Sollte ich noch öfters zu hören bekommen.

Schon der Beginn in Seehausen glich einer Tortur, man behandelte mich wie einen Gegenstand, den man hin- und herschiebt, ohne Bedenken, da er leblos ist. Ich kam mir vor wie leblos. Am 31. August 1958 war ich mit meinem Fahrrad, mit Sack und Pack, Bett und Papieren abends im Schülerheim von Seehausen angekommen. Aber dort wusste man nichts von mir. Niemand war über meine Aufnahme in die Mittelschule informiert worden. Wie kam dieser Pfarrersjunge hierher? Erst später stellte sich heraus: Eine Russisch-Lehrerin, die aus dem Baltikum stammte, ihren Ruhestand im Westen erleben wollte und also ganz legal in den Westen übergesiedelt war, hatte meinen Eltern und mir diese Schulzulassung, inklusive Aufnahme ins Schülerheim, zugesandt – freilich ohne jede Rücksprache mit irgendwem. Als sei das ihr Abschiedsgeschenk: mich quasi heimlich, in einem Akt der listigen Selbstermächtigung, auf einen Lebensweg zu schicken, den zu gehen einem Menschen meiner Herkunft nur auf diese Weise möglich war. Ein Versuch, mich einzuschleusen in eine Volksbildung, die Pfarrerskindern oft genug versagt blieb. Die Lehrerin stellte den Staat- indem ich mich ahnungslos auf den Weg gemacht und an jenem Abend in Seehausen müde, abgespannt angeklopft hatte - vor vollendete Tatsachen. Man musste sich nun mit mir befassen, so oder so. Die

Verhältnisse sahen sich wieder mal gezwungen, kenntlich zu werden.

Meine unverhoffte, an keinem Plan ablesbare Ankunft versetzte das ganze Haus in Aufruhr. Frau Zieron, die Heimleiterin, holte sogleich ihren Mann, beide teilten mir entschieden mit, dass ich hier nicht angemeldet sei, also auch nicht aufgenommen werden könne. Ein Irrtum läge vor, ich möge in der städtischen Schule nachfragen. Dass bald die Nacht hereinbrechen würde, störte sie nicht. Sie schickten mich wieder weg.

Die andere Schule hatte gar kein Schülerheim, was also sollte ich dort abends? Wen würde ich überhaupt antreffen? Trotzdem fuhr ich mit Sack und Pack zum Wohnhaus jenes mir genannten Schuldirektors. Er fummelte gerade an seiner Angel herum, fühlte sich also augenscheinlich bei sehr wichtigen Dingen gestört, die ihm alle Aufmerksamkeit abforderten. Er blickte nicht mal auf, als er mir sagte, ich solle doch zum Pfarrer Staemmler gehen, dort könne ich übernachten, und morgen werde man dann klären, was da schief gelaufen sei. Jedenfalls sei ich auch an dieser städtischen Schule nicht registriert.

Wieder fuhr ich los, war innerlich so durcheinander, dass ich mich mehrmals verfuhr, schließlich nicht mehr wusste, wo ich überhaupt war. Einbrechende Dunkelheit steigerte meine Verwirrtheit. Ein Labyrinth schien mich zu verschlucken. Halb zehn abends kam ich wieder hilfeschend im Schülerheim an. Nun schien ich die Frau des Direktors zu rühren, mein flehender Ausdruck rührte ihr Herz, sie verwies mich in eines der Zimmer. Wie in Trance, aber erlöst stand ich einem Zimmer mit acht Betten. Die Welt hatte wieder Wände, an denen sich der Blick festhalten und eine Ordnung ausmachen konnte. In solchen Momenten wächst die Hoffnung, die Dinge gingen gut aus.

Aber kaum hatte ich mein Bett in diesem Zimmer bezogen - zwar unter einem Dach, aber doch noch nicht ganz bei mir selbst angekommen -, da riss einer die Tür auf, als wolle er sie aus den Angeln reißen und rief im Befehlstone: „Wer ist hier Schorlemmer?“. Ich stand wie angewurzelt und erwiderte zwischen Mechanik und Erschrecken: „Ich“. Der Kerl im FDJ-Hemd forderte mich auf, das Bett wieder abzuziehen und ihm in ein anderes Zimmer zu folgen. Dort standen nur vier Betten. Und jener türaufreißende Schreihals erklärte sich unumwunden, als sei dies die nötigste wie selbstverständlichste Sache der Welt, zu meinem Bewacher. Dieser Schüler der 11. Klasse, der zur FDJ-Leitung der Schule gehörte, hatte den Auftrag bekommen, mich zu „neutralisieren“. Er warnte mich unumwunden vor Versuchen, religiöse Propaganda zu betreiben. Als sei ich nicht ein Vierzehnjähriger, der sich auf eine gewisse Unschuld berufen darf, sondern ein ausgewiesener Staatsfeind, der eigentlich hinter Gitter gehört und den man demzufolge auch auf freiem Fuße ständig im wachsamsten Blick haben muss. Ich sah mich, in meiner Fantasie, Luzifer ausgesetzt; mein Eisenbettstand wie ein Doppelbett neben ihm. Sofort verwickelte er mich in Debatte, nein er klagte die Kirche an - wegen Hexenverbrennung und wegen NATO-Bischof Otto Dibelius. Was sollte das werden, wie würde ich das aushalten?

Ich war geradezu der Paria der Schule, der Einzige, der kein FDJ-Hemd trug. Wie umzingelt fühlte ich mich, ausgesetzt einem fortwährenden, unverschämten Spießbrutenlauf. Da gab es den Lehrer Mattheier, durch dessen Denunziationseifer mein Vater 1956 beinahe nach Bautzen gekommen wäre. Keine Unterrichtsstunde in Staatsbürgerkunde und Geschichte ließ er verstreichen, ohne die Verbrechen der

Kirche anzuprangern; mich traf seine rhetorische Vehemenz, sein fuchtelnder Wortschatz, sein ideologischer Hass, als sei ich die Inkarnation aller Päpste, aller klerikaler Eiferer, aller eroberungssüchtiger Kreuzritter. Ich stand unter Anklage, und die Atmosphäre um mich herum, nähme man sie als menschliches Wesen: Sie feixte und lehnte sich schadenfroh zurück. Ausgerechnet dieser verächtlich Bohrende und Bellende versuchte mir einzureden, ein Blauhemd zu tragen, meinen eigenen Weg zu gehen, mich von meiner bürgerlichen Herkunft zu lösen und eine wissenschaftliche Weltanschauung anzunehmen. Und auch bei ihm wieder dieser geschmeidige Wechsel ins Anbieterische: Bei einem der gemeinsam zurückgelegten Zwei-Kilometer-Fußwege vom Schülerheim zur Winkelmann-Schule riet ausgerechnet dieser Kommunist mir geradezu freundschaftlich-besorgt, ich möge doch nicht weiterhin diese schreckliche Kassenbrille tragen – aus finanziellen Gründen hatte mein Vater mir keine andere zugestehen wollen (oder können).

Für meine guten Noten in Deutsch rächten sich manche meiner Mitschüler mit Spott über mein Ungelenk beim Geräteturnen. Keine Gelegenheit wurde ausgelassen, mich als Außenseiter zu markieren. Wenigstens teilte ich mein vergebliches Schwärmen um eine schöne Seehäuserin mit einigen Mitschülern. Anvertrauen konnte ich meinen Schmerz freilich niemanden. Ich sehnte mich nach dem guten, freundschaftlichen Gespräch mit irgend jemandem, statt dessen versuchte jener Elftklässler, der mir zur Bewachung beigegeben war, mich andauernd in stichelnde Dispute zu verwickeln – über die Kirche, ihre Verbrechen, ihre Unwissenschaftlichkeit, ihre ideologische Westorientierung, ihre himmlischen Vertröstungsillusionen. Er rackerte sich als Einredner und Ankläger, uns trennten Welten, nur wollte er nicht anerkennen, dass es eine Welt außerhalb seiner geistigen Ausrichtung überhaupt gab. Für ihn war Pawel Kortschagin der Held, für mich Schillers Don Karlos und der Marquis von Posa.

So oft es die Zeit erlaubte, verzog ich mich in den nahe gelegenen Park und las, was mich interessierte: Kleist, Schiller, Storm. In den Büchern dieser Autoren wurde mir das Unerträgliche lebbar. Literatur erfuhr ich als Nothelferin; aller Schmerz des Realen wurde auf eine Weise hinnehmbar, die das Traurigsein nicht beendete, aber ihm die Ausschließlichkeit nahm, es beträfe nur mich. In den Büchern war ich nicht belangbar durch den Spott und die Verachtung der anderen. So wie der Organismus im Schlaf nach Träumen verlangt, vielleicht um sich am Leben zu erhalten, so brauchte mein Bewusstsein bei Tage, in der übermäßigen Auflagerung von Feindlichkeiten ringsum, das Erfinden von Visionen, von Partnern. Die Literatur verschaffte mir dieses Gegengewicht; mein Rückzug schien mir keine Flucht, sondern ein Aufschwingen zu sein, ein Ankommen im Ehrenwerten; ich las diese Bücher nicht, ich lebte sie. Lesen war mir ein schönes Abirren aus dem Elendigen, nur freilich gab es stets diese Not der Rückkehr ins Schäbige, Harte, Hinterlistige, und schon damals empfand ich den ewig zwiespältigen Zauber der Kunst: Sie baut seelische Härten ab – in einer Welt allerdings, die solcherart seelischer Härte allüberall und frech und forsch zur Lebenstechnik erhebt. Aus dem Erleben der Kunst kommt der Mensch stets so gestärkt wie doppelt verletztlich ...

In der Klasse fand ich niemanden, der sich für meine Probleme interessiert hätte. Und besagter Stempel, ein Feind des Staates zu sein, wurde mir von zahlreichen Lehrern und bei vielen Gelegenheiten aufgedrückt. Die Atmosphäre an der Schule empfand ich stets als angespannt, von Druck und Misstrauen geprägt. Montags fand

ein Appell statt, alle standen im Blauhemd; nur ich war der quasi blinde Fleck im einheitlichen Farbaufgebot der Staatstreue oder zumindest der Anpassungsbereitschaft. Der kumpelhaft-humorisch auftretende Parteifunktionär Domogalski, der wahrlich nicht von pädagogischer Gabe gestreift worden war, wurde uns Vierzehnjährigen als Lehrer für Geschichte und Staatsbürgerkunde vorgesetzt. Ein Mann, der nichts vermitteln konnte und wollte; er war nicht in der Lage, Geschichte wie eine Schatzkammer zu öffnen und einzuladen ins geheimnisvolle, unberechenbare, nach merkwürdiger Logik sich vollziehende Menschheitsgeschehen. Nun waren Geheimnis und Unwägbarkeit die allerletzten Kriterien, nach denen ein sozialistischer Blick in die Geschichte zu geschehen hatte, aber noch ein deterministisches Weltbild erlaubt Erzählung und Spannung. Nichts da! Bei diesem Mann gab es nur die Anekdote, die aus einem Lehrer gleichsam einen guten Kumpel der Schüler machte, bei dessen Unterricht man sich wohlig zurücklehnen konnte. Und er hatte nur ein einziges Thema: der Antifaschismus und der Aufbau „unserer neuen sozialistischen Gesellschaft unter Führung der SED in ewiger Verbundenheit mit der Sowjetunion und ihrer ruhmreichen KPdSU“. Immerhin: Seine unverbindlich dahinplätschernde Art unterließ wenigstens das dogmatische Bellen, das bei diesem Stoff allenthalben durchs Land tönte. Ich hörte ihn reden und dachte daran, dass ich bereits (gehütetes Geheimnis!) das antistalinistische Buch „Die Revolution entlässt ihre Kinder“ von Wolfgang Leonhard gelesen hatte und Leute kannte, Schuldige wie Unschuldige, die nach 1945 hinter die Zuchthausmauern von Bautzen gekommen waren. Geschichte hatte sich mir schon eingeschrieben als quasi hauptamtliche Gewalttat, die sich mit hehren Losungen und patriotischen Parolen kaschiert.

An der Schule gab es freilich auch Pädagogen, die mich mit Sympathie und Achtung behandelten. Insbesondere der Physik- und Mathematiklehrer Dreyer, der eines Tages in den Westen abhaute, wie auch sein Nachfolger Dr. Hoffmann, der immer demonstrativ und also für mich äußerst befremdlich sein Parteiabzeichen trug, behandelten mich mit einem Anstand, der mir gut tat, meinem Gemüt aufhalf und mich in der Gewissheit stärkte, dass Charakter letztlich etwas Systemunabhängiges ist. Auch die Deutschlehrerin Ilse Weiß, der ich wohl durch mein Literaturinteresse aufgefallen war, begleitete mich wohlwollend durch diese Schulzeit. Wie der Chemielehrer Fischer, der erst später, um Direktor werden zu können, in die Partei eintrat. Er würde eines unerwarteten Tages ausgerechnet mich, den Nicht-FDJler(!), auserwählen, die festliche Schul-Abschlussrede zu halten. Meine erste Rede, zu der ich mich geradezu hinquälte vor Ernst und Aufgeregtheit. Sie schien mir eine Gelegenheit zu sein, diese ganze Zeit des Herumgestoßenwerdens, der Verunsicherung, der ständigen Abwehrkämpfe mit einem einzigen großen Moment, in dem mir alle zuhören müssten, die offen Feindseligen wie die hinterlistig Feigen, in einen Sieg zu verwandeln, in einen Sieg des Rederechts, der Genugtuung, ja der Wiedergutmachung. In dieser Rede 1960 dankte ich für das Erlernte und Erfahrene. Inspiriert von Schillers Freiheitspathos sprach ich über den Mut zu eigenständigem Denken. Ich glaube mich an Aufmerksamkeit, Stille, Zustimmung und zumindest Staunen erinnern zu können. Gewisslich klang ich anders als der FDJ-Sekretär aus der Abiturklasse, der mit lockeren politischen Attitüden aufwartete.

Der erwähnte Geschichtslehrer Domogalski fuhr 1959 mit unserer Klasse nach Thüringen. Wir besuchten nicht nur die Wartburg, sondern auch Buchenwald. Ehemalige Häftlinge führten uns. Die Bilder und Berichte gingen mir nahe, machten

fassungslos: was der Mensch dem Menschen antut! Am Schluss dann Besichtigung der pathetisch aufgerüsteten Ettersberg-Gedenkstätte. Die stalinistische Architektur der Denkmal-Anlage offenbarte ihre Ähnlichkeit mit der nazistischen: einschüchternde Wucht, statuarischer Prunk, kolossaler Aufstiegsgeist. In der Schule hatten wir das beeindruckende Buch von Bruno Apitz, „Nackt unter Wölfen“ gelesen - und nun standen uns die Reste der Baracken, in denen der Roman angesiedelt ist, wahrhaft vor Augen. Auch die Zelle des Pastors Paul Schneider. Die speziell ausgestattete Gedenkstätte für Ernst Thälmann. Vom Ettersberg sahen wir hinab ins liebe Weimar mit seinem Goethe- und Schillerhaus sowie der Herderkirche; davor das riesige Gauforum. Der Stein der Straßen, der Gebäude als das, was uns überlebt. Das bleibende Material, das unberührt bleibt von den Händen, die es berühren, seien es Dichter oder Richter, Denker oder Henker. Und Straßenpflaster, Kieselwege, auf denen der Stiefeltritt der Mörder ebenso wenig einen Abdruck hinterließ wie das Wanken der Opfer. Gedächtnis, das ist der einzige Ort, der bewahrt.

Dieses Thema, der Mensch in der Geschichte, hat mich nie losgelassen, und weil es so überwältigend Hirn und Herz zermartern kann, und weil man regelmäßig so erschütternd und kopfschüttelnd vor den Blutauswürfen der Geschichte steht, führt es zu Fragen, die man nicht einfach nur stellen, sondern schreien möchte. Und wo man schreien möchte, neigt man zu Ungerechtigkeit. In der Tonart eines rigorosen Einspruchs, ja eines unversöhnlichen Moralismus habe ich, mit fünfzehn (!), meinen Eltern große Vorwürfe gemacht, sie seien nicht gegen Hitler aufgetreten. Es tat ihnen weh, wie ich ihnen da entgegentrat, und selbstredend tat es mir später leid. Mein Verhalten war die Reaktion nach Lektüre des von meinem Vater aus West-Berlin mitgebrachten Buches „Der Nationalsozialismus. Dokumente“ von Walther Hofer. Dort las ich von den Verbrechen der Nazis gegenüber Deutschland und der Welt. Aber darin erfuhr ich auch vom verhängnisvollen Hitler-Stalin-Pakt, dessen Existenz in der DDR verschwiegen wurde. Ein Pakt, der vielen Kommunisten gleichsam das Herz brach, sie in ihren Glaubensgrundfesten an Moskau erschütterte, sie in ein quälend diszipliniertes Schweigen trieb.

Was ich da gelesen hatte, war konspiratives Wissen. Aber seit meinem 6. Lebensjahr wusste ich Literatur ganz selbstverständlich zu unterscheiden in erlaubte und verbotene Lektüre. Zu den gehüteten Geheimnissen daheim im Bücherschrank gehörte auch das Kriegstagebuch von Helmut Gollwitzer, der ein Wort des Propheten Jeremia als Titel gewählt hatte: „... und führen, wohin du nicht willst“. Gollwitzer, der, obwohl er Nazi-Gegner gewesen war, in Straf- und Umerziehungslager in der Sowjetunion deportiert wurde, hat trotz seiner bitteren Erfahrungen an einem grundlegenden Unterschied zwischen dem Sowjetsystem und dem Nationalsozialismus festgehalten. Er schreibt in seinem Tagebuch: „Auch im Stalinismus scheint sich der humanistische Ansatz, mit dem der Marxismus angetreten war, insofern durchzuhalten, als ihm der Sadismus, der den SS-Staat so bestialisch machte, gänzlich fehlt. Die Grausamkeit des Stalinismus ist eine blutleere Grausamkeit. Seine Menschenverachtung ist nicht zynisch, sondern utopisch: Verachtung des gegenwärtigen Menschen als eines ‚vorgeschichtlichen‘, um des zukünftigen Menschen willen, der erst der wahre Mensch sein wird. Oder: Sein Zynismus ist der der kalten Zweckmäßigkeit, aber nicht der Zynismus der Triebbefriedigung...“ Gollwitzer kannte offenbar damals noch nicht das Ausmaß des GULAG-Systems. Albert Camus hat in „Der Mensch in der Revolte“ den Unterschied

auf eine ganz andere Formel gebracht: „Der Nationalsozialismus ist die Preisung des Henkers durch den Henker, der Stalinismus ist die Preisung des Henkers durch das Opfer.“

Gollwitzer sollte mir später bei meinem Studium vielfach begegnen - als ein unermüdlicher Streiter für die soziale Botschaft des Christentums, eine Befreiungsbotschaft für die Unterdrückten, die zur Inspiration vieler Achtundsechziger wurde. Er hat das Elend des politischen Kommunismus durchschaut und analysiert, aber in gleicher Schärfe wandte er sich gegen den prinzipiellen, geistlosen Antikommunismus im Westen. Nachdem ich sein Buch „Der Marxismus und der christliche Glaube“ gelesen hatte, wuchs mein Interesse, Marx im Original zu lesen, vor allem die Frühschriften, die 1968 in der DDR erstmalig erschienen. Vorher hatten sie im Giftschränk gestanden, selbst in kirchlichen Bibliotheken, zusammen mit Friedrich Nietzsche oder Karl Jaspers.

Der junge Marx mit seiner Idee von der Aufhebung aller *Entfremdung* wurde plötzlich hochaktuell. Debatten über ein realistisches Menschenbild kamen auf, auch über „Transzendenz“. In den „Ökonomisch philosophische(n) Manuskripten“ fand sich eine geradezu aufregende Stelle über entfremdete Arbeit. Das war nicht kapitalistische Vergangenheit, sondern auch sozialistische Gegenwart.

„Worin besteht nun die Entäußerung der Arbeit? Erstens, dass die Arbeit dem Arbeiter *äußerlich* ist, d.h. nicht zu seinem Wesen gehört, dass er sich daher in seiner Arbeit nicht bejaht, sondern verneint, nicht wohl, sondern unglücklich fühlt, keine freie physische und geistige Energie entwickelt, sondern seine Physis abkasteit und seinen Geist ruiniert: Der Arbeiter fühlt sich daher erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich. Zuhause ist er, wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zuhaus. Seine Arbeit ist daher nicht freiwillig, sondern gezwungen, *Zwangsarbeit*. Sie ist daher nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses, sondern sie ist nur ein *Mittel*, um Bedürfnisse außer ihr zu befriedigen.“ Solche Sätze Marxens nannten wir in der Evangelischen Studentengemeinde in Merseburg 1971 die „Buna-Stelle“. Mit meinen Seminaren zu Karl Marx stand ich bald in der Kritik einiger Eltern und Pfarrkollegen, die mich kommunistischer Propaganda in den Räumen der Kirche bezichtigten. Mich beeindruckte, wie die Oberschülerin Ingrid den Eltern vorgaukelte, sie ginge zur Disko – und kam in Wirklichkeit zu meinen Jugendseminaren.

Diese Marx-Texte zur Entfremdung führen auch heute zu Grundfragen unseres Menschseins. Festzuhalten bleibt, dass der „Mensch zur Arbeit geboren ist wie der Vogel zum Fliegen“ (Luther), dass also Arbeit zur menschlichen Würde gehört. Und der tätige Mensch versteht es, nach den Gesetzen der Schönheit zu produzieren. Das Soziale schließt also durchaus das Ästhetische ein. Man möchte – in der Regel – teilhaben am gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozess, statt sich alimentieren zu lassen. Der Mensch muss von seiner Arbeit würdig leben können. Das steht hinter heutigen Forderungen nach einem Mindestlohn.

Als Studieninspektor an den Franckeschen Stiftungen war ich vierzehntägig zur Marx- und Hegel-Lektüre nach Potsdam, ins Johann-Gerhardt-Institut, gefahren. Satz für Satz studierten wir Hegel und Marx. Hans-Jochen Tschiche, der als Linker stets gegen die SED-Ideologie gestanden hatte, war regelmäßig dabei. 1968 hat er

auf einem Kreis-Kirchentag in Stendal öffentlich erklärt, 5 Prozent entschlossener Leute würden genügen, ein System – auch diese DDR – aus den Angeln zu heben. Fortan war dieser Pfarrer aus dem Altmarkdorf Meßdorf ein von der Stasi scharf beäugter Theologe. Später leitete er die Evangelische Akademie, 1989 war er Mitbegründer des „Neuen Forum“ und Partner der ersten Minderheitsregierung Sachsen-Anhalts unter Reinhard Höppner.

Als ich mit Studenten der „roten“ Hochschule „Carl Schorlemmer“ in Merseburg besagte Frühschriften von Marx gelesen hatte, war es schon merkwürdig, dass sogar die Beschäftigung mit dem Säulenheiligen der Marxisten diverse Ideologie-Wächter auf den Plan rief, in Gestalt eines Stasi-Spitzels, Emil Schäfer, den ich seit Kindheitstagen kannte, dessen Zuträgerschaft allerdings von erschreckender Dummheit kündete. Aber auch hier der neuerliche Beleg des Geläufigen: Die Systemtreuen stürzten sich beflissen in den Marxismus, um sich nicht mit Marx befassen zu müssen. Und man betäubte sich (und andere!) mit Phrasen befreiender Kollektivität, um den unerbittlichen Despotismus einer Kaderpartei zu vertuschen.

Inzwischen wissen wir, dass etwa 20 Millionen Menschen in den Lagern des GULAG umgekommen sind, wir haben genaue Kenntnis über die „Säuberungen“ der Partei, seit der Ermordung Kirows 1934. Rybakow hat in seinem Roman „Die Kinder vom Arbat“ die Angst- und Unterwerfungsmaschinerie so beklemmend wie klar beschrieben. Von Tendrjakow, Schalamow, Solschenizyn und Aitmatow liegen Romane vor, die den Glauben an den Sozialismus in der Tiefe erschüttern mussten. Aber eben nicht erschüttern durften. Weswegen die Propaganda, das Gewäsch der Medien, die Dogmatik der Agitation zum letzten Aufgebot eines nicht gewinnbaren Krieges gegen die Wahrheit wurden. Der Film „Die Reue“, ein Produkt der Perestroika, führte in der DDR noch 1988 zu scharfen Attacken in Richtung Sowjetunion und Glasnost, weil die SED just in diesem Film eine Verunglimpfung des Sozialismus sah. Die Zeitungen waren der letzte GULAG des Systems, darin sollte die Realität ausgehungert, zur Umkehr erzogen, zur Unkenntlichkeit verschönt werden. Eine lächerliche, absurde ideologische Züchtung.

ZITAT aus Rezensionen in DDR-Zeitungen

Ausgerechnet die sozialistische Schule hatte mich gelehrt, meinen Status als quasi Ausgeschlossenen mit immer größerer geistiger Bereitschaft als Bestätigung zu nehmen. So schmerzlich es für einen Jungen ist, nicht dazuzugehören, so sehr fand ich in meinen geistigen Beschäftigungen den notwendigen Halt, ja Unterschlupf. Wo man hinausgedrängt wird, wächst man in etwas anderes hinein.

„Humanität ohne Divinität führt zur Bestialität“ – diesen Satz erläuterte ein älterer Theologe, als ich mich mit drei anderen Schülern in Seehausen konspirativ in der Wohnung von Pfarrer Dieter Staemmler traf. Er war der Sohn des Hitlergegners und Bonhoeffer-Freundes Johannes Staemmler gewesen.. Wir lasen Bonhoeffers Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft mit dem Titel „Widerstand und Ergebung“, Staemmler erläuterte uns die Zusammenhänge. Bis heute begleiten, orientieren, stützen mich diese aus dem Gefängnis herausgeschmuggelten Briefe. Im Mai 1944, in meinem Geburtsjahr und -monat, schrieb er, was mir als Maxime sehr nahe geht: „Wir haben zu stark in Gedanken gelebt und gemeint, es sei möglich, jede Tat vorher durch das Bedenken der Möglichkeiten so zu sichern, dass sie dann ganz von

selbst geschieht. Etwas zu spät haben wir gelernt, dass nicht der Gedanke, sondern die Verantwortungsbereitschaft der Ursprung der Tat sei. Denken und Handeln wird für Euch in ein neues Verhältnis treten. Ihr werdet nur denken, was Ihr handelnd zu verantworten habt. Bei uns war das Denken vielfach der Luxus des Zuschauers, bei Euch wird es ganz im Dienste des Tuns stehen... Gehen wir einer Zeit der kolossalen Organisation und Kollektivgebilde entgegen oder wird das Verlangen unzähliger Menschen nach kleinen, übersehbaren, persönlichen Verhältnissen erfüllt? Muss sich beides ausschließen? Wäre es nicht denkbar, dass gerade die Weltorganisationen in ihrer Weitmaschigkeit mehr Raum für das persönliche Leben hergeben? ... Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein. Darum müssen die früheren Worte kraftlos werden und verstummen, und unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen. Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums muss neugeboren werden aus diesem Beten und aus diesem Tun."

Das Vermächtnis eines protestantischen Märtyrers. Es trifft meine Auffassung vom Christsein im Allgemeinen und vom Pfarrersein im Besonderen. Beten, Meditieren, Nachdenken - und zugleich der Welt aktiv zugewandt bleiben.

Der Welt zugewandt bleiben. Was bedeutete das damals, 1960, nachdem ich die Mittelschule abgeschlossen und meine Abschiedsrede gehalten hatte, auf die ich so stolz war? Ermutigung als Auftrag. Die Rede war verhallt - ich jedoch stand erneut vor dem Nichts. Wo eine Lehrstelle finden? Der Sinn stand mir nach „abhauen“. Weg aus diesem Land! Fort von denen, die mich nur immer anfeindeten; sie hatten es in der Schule getan, sie würden es auch künftig tun. Nur raus hier! Aber meine Mutter sagte zu meinem Plan, über die Grenze zu gehen, nur einen einzigen Satz: „Alle oder keiner!“. Ohne den Segen der Mutter wollte ich nicht gehen. Allein zu sein in einer fremden Welt, das traute ich mir nicht zu. Auch hing ich zu sehr an meinen fünf Geschwistern und an meinem Zuhause in Werben an der Elbe. Mein Freund, der Tischlersohn Heinz Gereke, war nach Wedel in Holstein gegangen, um dort seinen Traumberuf als Gärtner ergreifen konnte. Er hatte mir geschrieben, ich solle doch einfach nachkommen. Gärtner! Das war auch mein Traum. Draußen sein, unterm Himmel, in freier, frischer Luft! So sehr ich das Lesen mochte, ich wollte nicht in Räumen eingesperrt sein, ich wollte die Natur spüren, mich zu ihr in Beziehung setzen - graben und harken, säen und pflanzen, gießen und hacken, Kirschen und Äpfel pflücken, Rosen und Tulpen schneiden. Die Welt als Garten - gegen alle Wüsten. Den Wundern des Wachsens, des Werdens und Vergehens nachsinnen, die Jahreszeiten nicht nur am Kalender verfolgen, sondern: sie leben. Der Traum blieb Traum.

Was sich erfüllte, war lediglich eine sogenannte kirchliche Grundausbildung. Mein Vater gab mir Privatunterricht in Geschichte, ansonsten hatte ich sehr viel praktische Arbeit zu erledigen. Das hieß konkret: Kirchenführungen durch die gotische Hallenkirche in Werben oder das Säubern des rostenden Stahlgerüsts für die Kirchenglocken mit einer Drahtbürste. Anschließend habe ich diesen riesigen Glockenstuhl mit Rostschutzmittel Bleimennige und dann mit grauer Farbe zu streichen gehabt. Das war öde und endlos. Die Zeit wollte und wollte nicht vergehen. Unsere alten Glocken waren 1940 für Kanonen eingeschmolzen worden.

1957, nach einer großen Spendenaktion, die mein Vater erfolgreich bei Christen und Nichtchristen unternommen hatte, konnten vier gusseiserne Glocken wieder eingehängt werden.

Ich bearbeitete zudem Kirchensteuerkarten im Kreiskirchenamt und registrierte, dass immer mehr Menschen sich aus der Kirche verabschiedeten, genötigt durch den Staat oder einfach nur gelangweilt oder unwillig, weiterhin Kirchensteuer zu zahlen. Ich wäre im Übrigen lieber in den Boden versunken, als mich jemals bereit zu erklären, an Türen zu klingeln und um die Kirchensteuer zu bitten, ja zu betteln.

Viermal wöchentlich fuhr ich in die Volkshochschule nach Wittenberge, zusammen mit Rosemarie, der Tochter eines Tankwarts sowie dem Sohn eines Fleischers, die ebenfalls keine anderen Bildungsmöglichkeiten bekommen hatten. Der Fleischersohn wurde später wunschgemäß Tierarzt, und das ohne jeden politischen Kotau. Und auch ich wunderte mich, dass ich ohne jede prüfende, misstrauische Nachfrage ob meiner Herkunft sofort in die Abendkurse der Volkshochschule aufgenommen wurde. Man fragte mich weder nach meiner Mitgliedschaft in einer gesellschaftlichen Organisation noch nach meinen Eltern. Ich hatte lediglich mein Zeugnis der mittleren Reife vorzulegen. Das DDR-System ließ also sympathische Lücken. Wenn man vom totalen Staat spricht, muss man also auch von diesen Lücken sprechen, selbst wenn sie freilich Ausnahmen blieben. Ich lernte bei lang emeritierten Lehrern privat Latein, erfuhr dabei auch von großer griechisch-römischen Geistesgeschichte, lernte auch das Römische Reich und dessen Machtmechanismen kennen. Wer weiß, was Pax Romana war, verstand später besser die Pax Sowjetica von Stalin bis Tschernenko und die Pax Americana von Truman bis George W. Bush.

Dennoch blieb ich natürlich weiter sehr allein mit meinem Denken. Zum Glück hatte ich immer auch sehr vertraute Freunde und meinen Vater, der mich so ausführlich und geduldig in Vieles einweihte – und seine große Bibliothek. Seit 1956 hatte ich wach und interessiert fast jeden Abend Nord-Westdeutschen Rundfunk, das „Echo des Tages“ mit Nachrichten und anschließenden Kommentaren gehört. Der RIAS war meinem Vater zu antikommunistisch. Am Radio verfolgte ich – da war ich zwölf – die vergeblichen Hilferufe Ungarns; ich war erschrocken, wie die sowjetischen Panzer alles niederwalzten, wie Imre Nagy in eine Falle gelockt und ermordet wurde. Früh begriff ich, was Systemkonfrontation und Kalter Krieg war. Unheimlich, davon zu hören, wie am Suezkanal zeitgleich ein Krieg tobte – ein Agreement der Machtblöcke: Greift ihr nicht ein, greifen wir nicht ein. Über allem die gegenseitige Vernichtungsdrohung durch Atomwaffen. Manchmal, wenn man die Senderfrequenzen suchte, die Stimme Ulbrichts. Über den es unzählige Witze gab. Die Witzfigur war auch eine Angstfigur. Als zum Beispiel 1957 an einer Litfass-Säule auf einem Plakat Ulbricht die Nase fehlte, verdächtigte man natürlich sofort mich. Es war immer am einfachsten, mich „vors Loch zu schieben“ – das war die gängige Denkmungsart meiner Mitschüler: Ich sei das ja gewohnt, ich hatte doch am wenigsten zu verlieren, mich würde solcher Verdacht doch wohligen bestätigen. So sollten auch Fotos, die Jungs aus der Seehäuser Schule während ihres Besuches kurz vor dem 13. August 1961 in Westberlin geknipst hatten, von mir stammen. Die Wahrheit war, dass ich den Film entwickelte und die Bilder bei uns in der Dunkelkammer des Pfarrhauses vergrößerte. Sie wurden in einem Spind gefunden, und alle Zeigefinger gingen automatisch in meine Richtung.

Als 1968, am 6. April, der Volksentscheid zur Ulbrichtschen Verfassung stattfand, hatte das DDR-Regime den Gipfel der Volks-Nötigung erreicht. Alle sollten in allen Betrieben, Verkaufsstellen, Schulen, Universitäten öffentlich erklären, dass sie bei dieser Volksbefragung über die Verfassung mit „Ja“ stimmen würden. Die gesamte Stadt Halle war tapeziert mit „JA“-Plakaten. „Ja zur Verfassung“ - ob im Fleischerladen oder im Miederwaren-Geschäft, in der Straßenbahn oder in der Kneipe. Des Nachts hatten Unbekannte an den Giebel der Arbeiter- und Bauern-Fakultät auf dem Gelände der Frankeschen Stiftungen mit Ölfarbe ein riesengroßes Kreuz mit einem Kreis gemalt, und daneben stand „NEIN“.

Wer wurde verdächtigt? Natürlich das Nest der Konspiration, das Sprachenkonvikt mit 36 Studenten, das ich leitete. Zwei Studenten hatten zudem gerade ihr Zimmer gemalert und in die Fenster mit Leimfarbe – als Ulk - ein „JA“ gepinselt. Sechzehn Mal. Auch das: eine Provokation, die zu dem „NEIN“ am Gebäudegiebel passte. Zum Glück ging die Sache glimpflich aus.

Übrigens gab es immerhin 24353 ungültige und 409 733 Gegenstimmen bei der Abstimmung zur neuen Verfassung. Jeder einzelne dieser Stimmen ein Mutzeugnis gegen das Millionenheer der Gebückten und Überzeugten, der überzeugt Gebückten, der gebückten Überzeugten. Es war das einzige Mal, dass bei „Wahlen“ in der DDR eine Alternative bestanden hatte: ein JA oder ein NEIN anzukreuzen. Ohne diese Abstimmung hätte weiter die Verfassung von 1949 Bestand gehabt, die formell noch von der deutschen Einheit ausgegangen war. 1968, das war das Jahr, in dem Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“ erschien. Die Herausgabe der Marx-Frühschriften habe ich bereits erwähnt. Töne der Freiheit kamen aus Prag herüber. Biermann sang sein unvergessliches, so wahrhaftiges, so trauriges, so hoffnungsvolles Lied „Das Land ist still. Noch“.

(aus: Friedrich Schorlemmer: klar sehen und doch hoffen. Mein politisches Leben. Aufbau-Verlag 2012)

Das unerledigte Erbe der Bürgerbewegung

Bürgerrechte, ein geadeltes Wort. Der Adel stieg aus dem Schmutz, in den man diese Rechte seit jeher stieß, überstand den Wind, in den sie so oft geschlagen wurden. So geheiligtes wie gedemütigtes Wort, gesungen und gespuckt, Lobpreisung auf geschundenen Lippen, ein Knirschen zwischen den Zähnen jedweder Obrigkeit.

Bürgerrechte waren das Sehnsuchtswort im DDR-Herbst 1989; aus der politischen Sehnsucht, die sich so lange schon in fernste Zeiten projiziert und geschwungen hatte, war plötzlich praktische Chance und konkrete Aufgabe geworden. Bürgerrechte verstanden meine Freunde und ich von Beginn an als unauflösbare Verbindung zwischen individuell-bürgerlichen und kollektiv-sozialen Rechten. Von Beginn an – bis heute. Es geht um Brot *und* Freiheit, um Freiheit *und* Brot, nicht um Brot *statt* Freiheit, auch nicht um Freiheit *statt* Brot. Es gibt keine Vor- oder Nachordnung beider Begriffe. So hat Albert Camus das zusammengefasst (in Auseinandersetzung mit seinem philosophischen Partner und Kontrahenten Jean Paul Sartre, als jener so lange stalinistischen Vorstellungen nachhing).

Mich empört, wenn immer wieder (durch manipulative Umfragen unterstützt) eine rhetorische Schimäre durch die Feuilletons gejagt wird, die es gelegentlich auch noch auf die ersten Plätze der Nachrichtensendungen schafft: Die Ostdeutschen würden bei der Wahl zwischen Freiheit und Gleichheit bevorzugt die Gleichheit wählen. Das wurde inzwischen eine propagandistische Formel der politischen Psychologie. Ebenso: Ostdeutsche würden das Kollektive dem Individuellen vorziehen, eine Nachwirkung lange entbehrtter Freiheit, und dem Staat sei man, aus tief verwurzeltem Schutzbedürfnis, mehr zugetan als den Herausforderungen einer die persönliche Initiative fördernden Zivilgesellschaft.

Heutiges Reden über Freiheit darf kein soziales Privileg sein. Es darf nicht zum gesellschaftsgefährdenden Problem werden, dass das Lied der Freiheit am lautesten jene singen, die sich die Freiheit leisten können, die noch nie in Kellerlöchern gesessen oder jahrelang vergeblich Bittsteller in Arbeitsämtern Schlange gestanden haben. Und die nicht wissen, wie es einem zumute ist, wenn die Leitern nach oben ins Freie gekappt sind. Es geht um die Freiheit als einer Freiheit in Verantwortung, nicht um eine Freiheit bloßer Selbstbezüglichkeit; es geht um Freiheit als Einheit von sozialen und politischen Rechten. Diese Dialektik ist ein Kampffeld geblieben. Deshalb erzürnt es mich, dass man fast nur noch von »ehemaligen Bürgerrechtlern« spricht, wenn die Matadoren des Herbstes 1989 zitiert werden, und mehr noch erzürnt mich, dass sie lediglich als Gewährsleute jener erwähnten, prinzipiell antikommunistischen Haltung auftreten, kaum aber als Kritiker einer oft genug empörungswerten westlichen Gegenwart.

So vermisse ich seit Jahren den Protest einiger jener Bürgerrechtler, die laut krähend und klagend auf dem Erbe des Mielke-Imperiums sitzen, gegen die Ereignisse in Tschetschenien, gegen Morde an Journalisten in Russland, wie etwa an Anna Politkowskaja. Wo ist der Widerstand gegen diverse Machenschaften des CIA und gegen das Lager in Guantànamo? Wo das laute, öffentliche Unverständnis über die US-Soldateska im Irak, über die Zerstörung einer *Unesco*-Schule in Gaza?

Für mich bestimmen folgende Verhaltens- und Denkweisen einen Bürgerrechtler: Wer von Menschenrechten spricht und für Menschenrechte kämpft, tut das immer in einem überschreitenden Sinne. Was ist, ist nie das, was sein soll; was hier gilt, soll überall gelten; mit dem, was ist, soll man sich nie abfinden; es gilt, die Differenz zwischen Ideal und Wirklichkeit zu vermindern. Wer für Menschenrechte kämpft und

an ihre Verwirklichung glaubt, hängt einer Utopie nach, er wird in seinem Mühen mit anderen Gleichgesinnten also stets nur Näherungswerte erreichen. Aber für diese Näherungswerte gilt es und lohnt es sich zu kämpfen.

Das Wort von der Zivilcourage kommt mir in den Sinn. Es geht auf Bismarck zurück, dem ein befreundeter Abgeordneter nach einer Rede, für die er sehr angegriffen worden war, sagte: »Du hattest Recht«. Bismarck fragte ihn zwischen Erstaunen und Grimm, warum er das nicht gleich im Parlament gesagt hätte, ihm fehle es wohl an Mut – wie den Deutschen überhaupt Tapferkeit im Felde zuzuschreiben sei, aber wenig Zivilcourage. Die Dichterin Hilde Domin sagt, dass der Mensch das Tier sei, das Zivilcourage habe. Es erfordere immer wieder Überwindung, als Einzelner gegen die Vielen aufzustehen. Auch in der Demokratie. Zur Zivilcourage gehören Klarheit des Denkens, Aufrichtigkeit des Redens, Entschlossenheit des Tuns, Besonnenheit des Urteils, Angemessenheit der Mittel – statt sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen oder sich zerstörerischer Radikalisierung anzuschließen. Es geht darum, Konflikte nicht zu verschleiern, aber auch nicht zu schüren, sich also der Friedfertigkeit des Herzens, der Hand und der Zunge zu befleißigen.

Volker Braun hat einen seiner Essays mit dem wunderbaren Satz beendet: »Und in dieser Zeit begann ein neues, härteres Training des wunderbaren, des schmerzhaften, aufrechten Gangs.“ Des aufrechten Gangs wofür, wogegen? Auf jeden Fall gegen die Bevormundung durch eine Ideologie, ob Ideologie des Marxismus oder des Marktismus. Es geht gegen die Teilung der Gesellschaft in Regierende und Regierte, es geht gegen ein Menschenbild der ökonomischen oder religiösen Vernutzung des Menschen, der stets weit mehr ist als nur Beleg einer geistigen, politischen Tendenz, die Herrschende aufmachen möchten.

Oft teilt sich die Gesellschaft in Bürger, die integer in ihren unmittelbaren Lebenszusammenhängen agieren, denen indes der globale Zusammenhang, in den unser aller Existenz eingebunden ist, fern bleibt – und in jene anderen, die besorgt und engagiert über Nicaragua und Darfur sprechen, alldieweil sie lokale Probleme kaum beachten und die also schweigen, wenn eine Riesen-Schweinemastanlage gebaut werden soll und ein Holländer Deutsche besticht, die das politisch durchsetzen sollen. Man kann nicht bloß für weltweite Maßnahmen zur Eindämmung des CO²-Ausstoßes sein und sich in Resolutionen dafür aussprechen, zugleich aber stumm bleiben bei Wieder- und Neuerrichtung von Braunkohle-Tagebauen oder riesigen Steinkohlewerken, sei es nun an der Ostsee oder an der Elbe bei Arneburg. Ein Bürgerrechtler ist ein Ein-Mischer, der auf Gestaltung aus ist, sich aber nicht auf Leisten *einer* Partei schlagen lässt. Ein Bürgerrechtler, zur Macht gelangt, ist selten besser als alle anderen. Je länger er an der Macht ist, desto mehr vergisst er in der Regel seine einstigen Antriebe. Die Macht korrumpiert – fast alle. Man hat die Macht, so denkt man; dabei ist es die Macht, die einen hat. Es gibt Ausnahmen wie Vaclav Havel oder Nelson Mandela. Der Bürgerrechtler ist, wenn er seinen Ursprüngen treu bleibt, bei Nicht-Regierungs-Organisationen, in Dritte-Welt-Gruppen für fairen Handel etwa, bei lokalen Initiativen gegen Rechtsextreme oder für Obdachlose oder bei Attac tätig wird. Ein Bürgerrechtler ist einer, der sich nicht abfindet. Ein Bürgerrechtler ist jedenfalls kein prinzipieller Antikommunist, aber er ist durchaus politisch und konsequent gegen den Kommunismus, wo der – und das war bis 1989 seine Hauptarbeit – die eigene Idee missbraucht, umbiegt und just das Missbrauchsprodukt zum Dogma erklärt. Daher konnten sich bei der Charta 77 und auch bei Solidarnosc Leute versammeln, die aus national- oder christlich-konservativen, aus liberalen oder sozialdemokratischen Traditionen kamen.

Der Bürgerrechtler hält sich, weil er für die bessere Welt streitet, nicht für den besseren Menschen. Er weiß um die Gefahren, sich gerechtfertigt zu fühlen. Er achtet auf die Selbstgefährdungen, die lauern, wo jemand Verhältnisse durchschaut und kritisch beleuchtet. Dazu gehört es sicher unabdingbar, dass man sich selbst nicht für einen besseren Menschen hält, dass man Selbstgefährdungen erkennt. Aber davor steht der Wille, sich auf bestimmte Weise doch zu gefährden. Indem man aus der Reihe der Gleichgültigen, Gemäßigten, Geduldigen heraustritt.

In dieser Zeit, da Zorn so nötig ist und es zugleich so schwer zu haben scheint. So oft und vielerorts geistert dieser Zorn wider die Ungerechtigkeiten der Welt wie eine vergessene Sehnsucht durch die Zeit. Er ist der verlassene, verstoßene Partner jener Träume, die an den Schlaf der Welt zu rühren gedachten. Er, der aufräumen sollte, trägt den Schmutz der Geschichte im Leumund. Er wurde das sperrige Erinnerungsstück in den aufrührerischen Gesinnungen, die belehrt zur Ruhe kamen. Wo er noch auftritt, tritt er als Desperado auf, als Sprengmeister einer verfluchten Zunft, die Flugzeuge in Häuser lenkt und Bomben in Theater zündet. Er ist der Held der letzten Vorstellungen, er verrät die Hoffnung fortlaufend an den Gegner. In Schulen, in denen fürs Leben gelernt werden soll, läuft der Zorn Amok für die endgültige Pädagogik: Fürs Leben lernt man nur, was man gegen das Leben lernt. Der Zorn, dessen Tugend der Einsturz ist, schleicht er nicht zu oft als gezähmtes Tier durch unsere geheimen Wünsche vom reinen Tisch, der mit den Bedrängern zu machen sei. Nichts garantiert uns, dass wir nicht Verirrungen und Verblendungen erliegen. Zugleich tut tätiger Zorn Not. Er hat die Welt nicht immer besser gemacht, aber er hat ihr die Lüge verweigert, als gut dazustehen.

Ich wollte immer »Bürgerrechtler« in lokaler und globaler Perspektive sein – ohne dass ich das bis 1989 mit diesem Wort gekennzeichnet hätte.

(aus: Friedrich Schorlemmer: klar sehen und doch hoffen. Mein politisches Leben. Aufbau-Verlag 2012)